

Edith Werner

Radikal subjektiv – Clarice Lispector

Ihre Katzenaugen lassen den Betrachter nicht los. »Sehen ist der Wahnsinn des Körpers« steht quer über dem transparenten Großfoto, das den Besucher durch alle Räume der imposanten Ausstellungshallen in der Banco do Brasil von Rio de Janeiro begleitet. Clarice Lispector, die 1977 verstorbene grande dame der modernen brasilianischen Literatur, wird 30 Jahre nach ihrem Tod in einer üppi- gen Schau ihrer Werke und ihres Lebens gefeiert. Mit ihren »Kirgisenaugen« ist die Tochter russischer Juden aus der heutigen Ukraine äußerlich eine Schwester Clawdia Chauchats, als hätte sie Thomas Mann Modell gestanden. Ihre Schönheit war legendär. Doch nichts von der Vagheit und trägen Sinnlichkeit der Verführ- erin im Zauberberg war ihr eigen. Acht Romane und neun Erzählungsbände, neben Gedichten, Kinderbüchern und journalistischen Arbeiten, sind Zeugnis ihrer lebenslangen bohrenden Selbst- und Welterforschung. »Sie lebte um zu schreiben«, bringt Gunhild Kübler es in einem Sammelband von Schriftstellerin- nen-Biographien*, der 2009 erschien, auf den Punkt. Umgekehrt wird es ebenso wahr. Sie schrieb, um zu leben. »Schreiben ist auch«, so Clarice, »ein Leben zu segnen, das nicht gesegnet wurde.«

Mit Aplomb betrat die erst 23jährige 1944 mit ihrem Roman um eine in ein Liebesdreieck verwickelte junge Künstlerin die damals recht provinzielle Litera- turszene von Brasilien. *Nahe dem wilden Herzen* war ein Misserfolg an den Kassen, ließ aber die Literaturkritik aufhorchen. So ganz anders war der Stil dieses Erst- lings. Nichts von breit ausgemalter Sozialromantik. Stattdessen eine Sprache, die an Virginia Woolf geschult schien und sogar an James Joyce erinnerte. Clarice Lispector selbst hat Katherine Mansfield als eines ihrer bestimmenden frühen Leseerlebnisse genannt. Ihr eigenes wildes Herz hatte sie da schon in eine kon- ventionelle Ehe mit einem Studienkollegen und späteren Diplomaten gezwängt. Sie folgte ihrem Mann auf die Stationen Neapel, Bern und Washington. Zurück ließ sie eine prekäre Familiengeschichte und eine zweite Heimat, nach der sie sich immer sehnen sollte.

Ihre Familie teilte all die Bitterkeit und das Unglück vieler jüdischer Einwan- derer. In den Revolutionswirren nach dem Ersten Weltkrieg wurden ihre An- gehörigen von russischen Soldaten überfallen und emigrierten schließlich nach Brasilien. Sie selbst litt lebenslang an einem Schuldkomplex, weil sie ihrer Mutter nicht hatte helfen können. Noch in der Ukraine wurde sie in der Hoffnung ge- zeugt, dass eine neue Schwangerschaft ihre Mutter von der Syphilis heilen könne, die sie aus einer Serienvergewaltigung davon getragen hatte. Nur wenige Monate

* Verena Auffermann / Gunhild Kübler / Ursula März / Elke Schmitter (Hrsg.): *Leiden- schaften – 99 Autorinnen der Weltliteratur*. Darin: Gunhild Kübler, Clarice Lispector – *Fürs Schreiben Leben* (S. 324-329). C. Bertelsmann Verlag, München 2009.

alt, kam Lispector 1920 mit ihren Eltern und zwei älteren Schwestern in Brasilien tropischem, armem Nordosten an. Aus Chaia, wie sie zuerst geheißen hatte, wurde Clarice. Von einem kleinen Ort im Staat Pernambuco zog die Familie bald nach Recife und, als Clarice vierzehn war, nach Rio. Der Vater, ein begabter Mathematiker, konnte in Brasilien nur schwer Fuß fassen und arbeitete als fliegender Händler. Dennoch genossen alle drei Töchter eine sorgfältige Ausbildung. Clarice studierte Jura. Nach dem Tod des Vaters, die Mutter war schon einige Jahre zuvor gestorben, wohnte sie bei einer ihrer Schwestern.

Eine Art Doppelleben führte die Autorin, die ihre Biographen als »einsame Wölfin« beschreiben, in den Jahren an der Seite ihres Diplomatengatten. Zwei Söhne gebar sie, artig servierte sie Tee, war unglücklich und schrieb. Das konnte auf die Dauer nicht gut gehen. Sechzehn Jahre und fünf Romane und Erzählungsbände später brach sie aus der Ehe aus und kehrte mit den beiden Söhnen ins geliebte Rio zurück. Ihr literarischer Ruhm wuchs ebenso wie ihre Scheu vor der Öffentlichkeit. Nachdem sie, die ohne Schlaftabletten keine Ruhe mehr finden konnte, ihr Bett versehentlich mit einer Zigarette entzündet hatte und durch den Brand entstehende Narben davon trug, ging sie kaum noch aus.

Nicht nur diese biographische Koinzidenz lässt den deutschsprachigen Leser an Ingeborg Bachmann denken. Der Grundton der tragisch ausgesetzten menschlichen Existenz bestimmt, vielfältig gebrochen, ihr Werk. Fremdheit war ihr eine existenzielle Erfahrung. Als sie auf dem Weg zu ihrem Mann die Sphinx in Ägypten besichtigte, notierte sie in ihrem Reisetagebuch: »Ich kann sie nicht ergründen, aber sie mich auch nicht.« Zehn Jahre nach dem Brand starb die Autorin 1977 an Krebs und wurde auf dem jüdischen Friedhof von Rio beigesetzt.

In Brasilien ist Clarice Lispector Kult. Ihre enigmatische Persönlichkeit, gepaart mit ihrer Schönheit, die Künstler wie Giorgio de Chirico zu Porträts inspiriert hat, ihrem Glamour und ihrer Scheu, sich preiszugeben, machten sie schon zu ihren Lebzeiten zu einer Legende. Ihr literarisches Werk erlebt derzeit in portugiesisch- und spanischsprachigen Ländern eine Renaissance. 50.000 Menschen besuchten die Gedächtnisausstellung, die dann noch nach Brasilia ging, allein in Sao Paulo und Rio. Auch junge Autoren beziehen sich gerne auf Lispector und ihren minimalistischen Stil. Die Cariocas, die Bewohner von Rio, betrachten Clarice, die sich ein Leben lang fremd gefühlt hat und doch nichts sehnlicher wünschte, als dazuzugehören, als eine der ihren. Ihr Verlag veranstaltete in Rio aus Anlass der Neuauflage ihrer Werke im Mai 2010 ein zweitägiges Fest.

Das ist umso bemerkenswerter, als sie sich dem Publikum nie angebedert hat. »Soweit ich weiß, habe ich niemals Konzessionen gemacht«, sagte sie am Ende ihres Lebens. Auch im spanischsprachigen Raum ist eine Neuauflage der »schwarzen Sonne Brasiliens«, wie Tomás Eloy Martínez sie aus diesem Anlass nannte, in 25 Bänden im Entstehen. In Frankreich brachte die Literaturwissenschaftlerin Hélène Cixous die Romane Lispectors in explizit feministischer Lesart in den 80er Jahren auf die literarische Landkarte. Ein junger Amerikaner legte 2009 die maßgebende Biographie vor: Benjamin Moser, *Why this world / Warum diese Welt*. Eine andere Biographie trägt den Titel eines Gedichts von Lispector: *Ich bin ein Fragezeichen*.

Alles wurde ihr frag-würdig, der Alltag, die Welt, die Liebe und vor allem sie selbst. »Solange ich Fragen habe, auf die es keine Antworten gibt, werde ich weiter schreiben«, lässt sie den Erzähler in einem ihrer Romane sagen. Minutiöse Innenansichten sind ihr Markenzeichen. In ihren handlungsarmen Romanen beschreibt sie feinste Schwingungen der Interaktion ihrer Figuren mit ihrer Umgebung. Während sie selbst jedem bewussten Stilwillen misstraute und vielmehr dem automatischen Schreiben, der Intuition, vertraute, können sich ihre Leser dem zugleich suggestiven und quälenden Lispector-Sound kaum entziehen.

In Deutschland haben Suhrkamp und Rowohlt in den 80er und 90er Jahren die meisten ihrer Werke herausgebracht, einige in den vorzüglichen Übersetzungen von Curt Meyer-Clason. Heute ist lediglich der Roman *Der Apfel im Dunkeln* bei Suhrkamp lieferbar.

Die Texte, die hier dem deutschen Leser erstmals präsentiert werden, stammen aus Feuilletons, *Crônicas* genannt, die Clarice Lispector zwischen 1967 und 1973 allwöchentlich für die Zeitung *Jornal do Brasil* schrieb und die ihr Verlag posthum als Buchveröffentlichung unter dem Titel *A descoberta do mundo / Welterkundung* herausbrachte. Die Zeitung hatte der damals schon Berühmten Themen und Umfang völlig freigestellt. Es ist kein eigentlich journalistisches Schreiben, das in den *Crônicas* ausgebreitet wird. Vielmehr ist es eine Art Probebühne für Lispectors Erzählungen und Essays. Ihrem selbstreferentiellen und fragmentarischen Schreiben kommt die Form der lockeren Alltagsbeobachtungen, der Erzählungsversatzstücke und Gedankensplitter zu existenziellen Grundfragen sowie zum Prozess des Schreibens entgegen. Der Leser nimmt Einblick in das Laboratorium einer der bedeutendsten Schriftstellerinnen des lateinamerikanischen Sprachraums im späten 20. Jahrhundert.

Dem Übersetzer macht Lispector es nicht leicht. Ihr scheinbar einfacher, knapper Stil, fern aller tropischen Üppigkeit, will geduldig entfaltet werden, eine Mühe, welche die Verfasserin an die lateinischen Übersetzungsexerzitien ihrer Schul- und Studienzeit erinnerte. Ob wir mit Clarice in den gezähmten Dschungel des botanischen Gartens von Rio eintauchen, mit einer Unbekannten ins Meer schreiten, das die Autorin von ihrer Wohnung im Stadtteil Leme aus vor Augen hatte, oder das schwarze Pferd aus ihrem Inneren herantraben sehen, immer ist ein Subtext mitzulesen, der sich nur dem Geduldigen enthüllt.

Selten wird der doppelte Boden einer abgründigen Alltäglichkeit so sinnfällig wie in dem Stück über die Küchenschaben, das eines ihrer bevorzugten Motive aufgreift. In ihrem wohl bedeutendsten Roman, *Die Passion nach G.H.*, wird die gewaltsame Inbesitznahme des Anderen in Liebe und Tod bis zum Verzehr der Schabe auf die Spitze getrieben, eine radikale Epiphanie. Nicht zuletzt in dieser Geschichte sehen Viele eine Verwandtschaft Lispectors mit Franz Kafka. Doch dieser späten Nachfolgerin ist der Weg in die Parabel verwehrt. Die Geschichte vom Leben und Sterben Macabéas, der schlichten Doppelgängerin der Autorin aus dem brasilianischen Nordosten in Lispectors letztem Roman *Sternstunde*, wird immer wieder vom Raisonement des personifizierten Erzählers unterbrochen. Jede Identifikationsmöglichkeit verweigert sich dem Leser. Es gibt nichts Selbstverständliches. ♦



Clarice Lispector (1925–1977) in ihrer Bibliothek. – Foto: © Editora Rocco / Paulo Gurgel Valente.